

(Nachdruck verboten.)

8) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Petes früheste Erinnerung bezog sich auf den Knaben, der in dem herrlichen weißen Hause mit der großen Tuschia wohnte, da wo die Straße zu der Brücke umbog, die die Schlucht überspannte. Das war Philipp Christian, ein halbes Jahr älter, obgleich einige Zoll kleiner als er, mit langen blonden Haaren und rosigen Backen und in einen Velvetanzug mit Gamaschen gekleidet. Pete betete ihn in seiner schlichten Weise förmlich an; er war nicht von ihm weg zu bringen, that ihm alles zu Gefallen, diente ihm, wo er konnte und sah zu ihm empor wie zu einem Wunder von Weisheit, Güte und Mut.

Das erste, dessen er sich erinnerte, war, daß er mit ihm zusammen im Dunkeln geschlafen hatte, dicht an ihn angeknüppelt, schweigsam und still, in einem engen Bette mit eisernen Lehnen, und dann am Morgen lachend herausgesprungen war. Philipps Vater, ein großer, bleicher Herr, der niemals lachte und nur manchmal lächelte — hatte ihn abends auf der Straße gefunden, wo er auf die Rückkehr seiner Mutter vom Felde wartete, um in der Hütte das Feuer anzuzünden, und unterdes draußen herumließ, um sich zu erwärmen und den Hunger weniger zu spüren.

Seine zweite Erinnerung war, daß Philipp ihn im Besuchszimmer herumsführte, über dicke Teppiche, auf denen seine bloßen Füße kein Geräusch machten, ihm die Bilder an den Wänden zeigte und ihm erklärte, was sie darstellten. Das eine, ein Stich, der den heiligen Johannes mit einem Totenkopf und einem Kreuzifix darstellte, war, nach Aussage dieses grimmigen und wahrhaften Führers, das Bildnis eines Räubers, der, nachdem er seine Opfer erschlagen hatte, ihnen mit einem Dolch, dessen Griff ein Kreuz bildete, die Kopfhaut abzugiehen pflegte. Seine späteren Erinnerungen an Philipp und an sich selbst waren aber immer wie zwei Sonnenstrahlen, die in einen einzigen zusammenfloßen.

Philipp war ein eifriger Leser von Heldengeschichten. Er fand sie abgenützt und zerfetzt auf dem Boden eines Koffers, der, mit bleibbeschlagenen Ecken und zwei Vorlegeschloßern versehen, in der Stube stand, die nach dem Hafen zu lag, und wo seiner Mutter Vater, der alte Seemann, geschlafen hatte. Eine seiner Lieblingsgeschichten pflegte er Pete vorzulesen. Sie erzählte die Thaten der Leute von Carrasdhoo, einer Bande verrückter Menschen, dem Schrecken der ganzen Insel. Bisweilen arbeiteten sie auf dem Felde; sie pflügten, ernteten und fuhren in die Scheunen, ganz wie gewöhnliche Landleute, und manchmal lebten sie in Häusern, die ganz so aussahen wie das Haus am Tränkrog. Wenn aber der Wind von Nord-Nord-West zu wehen begann, und man einen Geschmack von Salzwasser im Munde verspürte, dann brachen sie auf und jagten: „Das Meer ruft — wir müssen folgen.“ Dann lebten sie in den Felsenhöhlen der Küste, wo ihnen niemand etwas anhaben konnte. Hier wurden nachts Feuer in Leertöpfen angezündet, es wurde gejubelt, gesungen, gezecht, und dann trieb die Flut Steueruder, Bilder vom Gallion, Masten und zuweilen auch tote Körper von Seelenten, die sie ertränkt hatten — doch immer nur fremde — zu Hunderten und ganze Tonnen voll Schiffsgut auf den Strand. Doch das war lange her. Die Leute von Carrasdhoo waren tot und die Tage ihres Glanzes vorüber.

In einem stillen Abend hatte die Knaben beim Gemüß dieser gewaltigen Geschichte ein wonniges Gruseln überkommen; sie hockten wie zwei weiße Frösche dicht neben einander im Liebelsfenster, als Philipp plötzlich sagte: „Still! was ist das?“

„Was kann das sein?“ rief Pete.

Außer dem Rascheln eines Blattes hörte man aber keinen Ton in der Luft, und Petes Einbildungskraft reichete nicht weiter.

„Pete“, ruft Philipp mit furchtbarem Ernst, „das Meer ruft mich!“

„Und mich auch!“ sagte Pete feierlich.

Bei anbrechender Nacht waren die beiden Knaben in der einsamsten Gegend von Port Moor, wo sie sich in einer

Höhle unter den wilden, schwarzen Felsen von Gobny-Garvain ein Feuer aus Ginstern und Torf in einem zerborstenen alten Faß anzündeten.

„Siehst Du den furchtbaren, schroffen Felsen dort unten im Wasser?“ fragte Philipp.

„Wie sollte ich nicht?“ erwiderte Pete.

In Wirklichkeit war kein Felsen auch nur von der Größe eines Maulwurfshügels innerhalb ihres Sehkreises im Wasser.

„Das nennt man ein Riff“, sagte Philipp. „Warte nur noch ein bißchen, und Du wirst die Schiffe daran zer-schellen sehen, wie . . . wie . . .“

„Wie einen Theetopf“, ergänzte Pete.

„Aber die Frauen wollen wir retten“, sagte Philipp.

„Meinst Du nicht, Pete? Das thun wir doch immer.“

„O freilich, die Frauen — und auch die Duben“, setzte Pete nachdenklich hinzu.

Philipp hatte wegen der Duben seine Bedenken, doch wollte er darüber nicht streiten. Es war nahezu dunkel und sehr kalt geworden. Die Knaben kanerten neben dem knisternden Feuer nieder und suchten zu vergessen, daß sie die Theezeit veräumt hatten.

„Etwas Hunger hat gar nichts zu bedeuten“, sagte Philipp standhaft.

„Nicht das Geringste.“

„Erst wenn die Arbeit vollbracht ist, haben wir Schinken, geräucherten Speck und dergleichen zum Abendessen.“

„Ja, zu essen und trinken vollauf.“

„Aum, Pete. Wir trinken immer nur Aum.“

„Ja, ja, natürlich“, bestätigte Pete.

„Von Thee keine Rede“, sagte Philipp.

„Bewahre — das wässerige Zeug ist gut für Großmütter“, sagte Pete.

Es war nun ganz dunkel geworden und die Flut wuchs mit Macht. Kein Stern war am Himmel und kein Licht auf dem Meere, außer das kreisende Licht des Leuchtturms ganz in der Ferne. Die Knaben trochen enger zusammen und erinnerten sich der Thirgen daheim. Philipp dachte an Lante Ran. Als er sich auf Händen und Knien unter dem Fenster des Besuchszimmers hinweggestohlen, hatte sie an seinem neuen bunten Nachthemd genächt. Ein Nachthemd für einen Carrasdhoomann war ihm da lächerlich erschienen. Wo war aber Lante Ran jetzt? Pete erinnerte sich seiner Mutter — sie würde von Haus zu Haus laufen und weinen, und er sah im Geiste den schwarzen Tom — auch er würde mit herum laufen und fluchen.

„Sollten wir nicht etwas singen, Phil?“ fragte Pete mit unsicherer Stimme.

„Singen!“ rief Philipp voll der größten Enttäuschung, „und dadurch verraten, daß wir ihnen hier aufauern. Wahrschafzig, Du bist ein gelangener Kerl, Pete. Warte erst ab, daß die Schiffe an den Felsen zer-schellen — ich meine an den Riffen — und die toten Leute wie Korstköpfe herangeschwommen kommen, hundertweise, schockweise und dugendweise — dann erst, zum Donner, dann sollst Du mich singen hören.“

Die Finsternis nahm immer mehr zu; in der Tiefe der Höhle stöhnte die See; der Ginstern knisterte nicht mehr und der Torf zeigte nur noch eine schwache rote Glut. Die feierliche Nacht mit ihren unheimlichen Schauern war herabgesunken und den Knaben war die Rückkehr gänzlich ab-geschritten.

„Sie scheinen noch immer nicht zu kommen“, wisperte Philipp mit heiferer Stimme.

„Es scheint wie beim Fischen zu sein“, sagte Pete. „Manchmal fängt man welche und manchmal nicht.“

„So ist es“, sagte Philipp eifrig, „gewöhnlich fängt man nichts, und dann hat man doppelt zu thun, nach Hause zu gehen und wieder zu kommen.“ setzte er aufgeregt hinzu.

Doch keiner der Knaben wich von der Stelle. Wo jetzt die Glut des Feuers nicht hinschien, war die Finsternis schrecklich. Pete schmiegte sich immer fester an Philipp an, und da ihm seine Einbildungskraft keine Schreden schuf, wurde er bald schläfrig. Sein gleichmäßiges Atemholen weckte in Philipp das Gefühl der furchtbaren Einsamkeit.

„Auf Ehre, Pete“, stammelte er und stieß ihn mit dem Kopf an die Schulter, während er seiner Stimme Festigkeit zu

geben suchte, „Du thust, als ob Du mir beiständest, und überläßt mir doch die ganze Arbeit.“

Der Gehilfe zeigte sich reuig, fiel aber in weniger als einer halben Minute in denselben Fehler zurück. „Es hilft alles nichts,“ murmelte er, „ich bin ganz unmensächlich schläfrig.“

„Dann wollen wir beide zusammen Wache halten,“ sagte Philipp, und sie streckten sich neben dem Feuer aus.

„Ueberlaß das nur mir,“ sagte Pete. „Ich höre sie schon, wenn sie kommen. Ich bin es gewohnt. Ich schlafe so leicht, daß es 'ne Schande ist. Manchmal höre ich sogar den schwarzen Tom, wenn er betrunken nach Hause kommt.“

„Morgen können wir auf Teppichen statt auf Steinen liegen,“ sagte Philipp, der sich auf etwas Scharfkantigem herumwälzte. „Haufen von Teppichen — feine aus Kidderminster.“

Sie lagen nun, so eng wie nur möglich an einander geschmiegt, und suchten das Ohr gegen das Wogen und Klagen der See zu verschließen. Dann wimmerte es recht jämmerlich:

„Pete!“

„Was giebt's denn?“

„Pete — wo ist Deine Hand?“

„Da hast Du sie, Phil.“

Eine Minute später in der finstern Nacht, die nur das glimmende Feuer matt erhellte, und während die ganze Höhle bei jedem Anprall der Wogen ans Ufer mit Donnerkrachen erbebt, waren die Carrasdhoomänner eingeschlafen.

Auf einmal, kurz vor der Dämmerung, fuhr Pete erschrocken empor. „Was ist das?“ schrie er von Furcht geschüttelt.

Doch Philipp war noch in den Nebelgebilden des Schlafes und da er froh, so wimmerte er nur: „Pete, deck mich zu!“

„Phil,“ raunte ihm dieser erschrocken zu.

„Decke mich zu“, lallte Philipp.

„Ich glaube, ich höre den schwarzen Tom,“ sagte Pete.

Man vernahm in der That verworrenes Geschrei vor der Höhle.

„Himmel Donnerwetter!“ drang jetzt eine schreckenerregende Stimme herein, „wirklich, sie sind's, alle zwei miteinander. Unmöglich! Wer sagt da unmöglich? Sie sind es Leibhaftig, sag' ich Ihnen, Madam. — Zum Teufel! Die Frau ist verrückt mit ihrem Geschrei. — Wohl auf? Natürlich sind sie wohl auf — um so schlimmer für die Galunken. Sie schicken wohl für Ihren noch Dankgebete zum Himmel, he? Na, ich bin dafür, den meinigen durchzubläuen. Die Hundejungen! Kaum trocken hinter den Ohren, treiben sie 'nen ehrbaren Mann aus dem Bette, sie aufzusuchen. Auch noch Feuer gemacht? Na, durch das Feuer haben wir sie ja gefunden. Zieht das Boot heraus, Leute!“

Mittlerweile war Philipp halb aus dem Schlaf erwacht. „Sie sind da!“ flüsterte er. „Die Schiffe sind da, sie sind am Riff gescheitert — was fangen wir an? — Das Klügste wird sein, wir gehen ihnen entgegen. Vielleicht schlagen sie uns doch nicht tot, wenn Du . . . ja wenn . . . o je, o je!“

Die Strandräuber schlichen Hand in Hand mit Zittern und Beben bis zum Ausgang der Höhle. Im nächsten Augenblick fühlte sich Philipp von den Armen der Tante Ran umfangen, die ihn unter Thränen küßte und ihm ein großes Stück Kuchen in den Mund stopfte. Pete erging es dagegen ganz anders. Er wurde vom schwarzen Tom mit dem Lederriemen für alle beide durchgedroschen, daß er heulte wie das Meer im Sturme.

So kamen die beiden Carrasdhoomänner beim Lichte der Morgenfrühe nach Hause — Peter brüllte und that einen Luftsprung, so oft ihn der Riemen traf, und Philipp hielt ihm den Kuchen hin und ließ ihn zum Trost abbeißen.

IV.

Philipp wurde von Hause fort in die Wilhelmschule nach Castletown geschickt, und nun fing für Pete ein schweres Leben an. Die Mutter war zwar zärtlich gegen ihn und es gab auch gute Seelen, wie Tante Ran, die für Mutter und Sohn Mitgefühl hatten. Trotzdem fehlte ihm die rechte Triebkraft. Es ist oft leichter, Sünde als Einsicht zu verzeihen. Man muß ein weiches Herz haben, um Zärtlichkeit für einen Schwachkopf fühlen zu können.

Der Kopf des armen Pete schien schwach genug und der Schonung bedürftig. Keine Macht der Welt vermochte ihm das Lesen und Schreiben beizubringen. Er ging im alten

Schulhaus des Dorfes Maughold, das neben der Kirche lag, zur Schule. Der Lehrer war ein kleiner Mann, Namens John Thomas Corlett, led und eingebildet, er trug seine spitzige Nase sehr hoch und schritt einher wie ein Kampfhahn. John Thomas war auch Schneider. Auf der über zwei Schulbänke gelegten Thür eines Kuhstalls saß er mit gekreuzten Beinen unter seinen Stoffen, seinen Schnitten und Bügeleisen, die Schulknaben und Schulmädchen, Klasse für Klasse, in einem Halbkreis um ihn herum.

Der große kleine Mann hatte einen ständigen Grund zu täglichen Angriffen auf die staubige Jacke des armen Pete, nämlich den, daß der Knabe immer zu spät in die Schule kam. Jeden Morgen war Petes Willkommen von seiten des Schneider-Schulmeisters eine Flut von Scheltworten und ein Hieb mit dem Rohr über die Schultern. „Die Krähatur, der Schäps, der Lumpenkärl! Ich lähre und lähr' ihn und er will nicht gelährt werden.“

Die Seele des Schulmeisters hatte aber zwei menschliche Schwächen. Die eine war sein Hang zum Trunk, und als ein kleines Gefäß war er schnell voll. Dann nahm er immer den Katechismus vor und suchte mantisch auf seine Schuljungen.

„Pater Quilliam,“ schrie er eines Tags. „Wer führte Dich aus dem Lande Aegypten und dem Hause der Knechtschaft?“

„Ganz gewiß, Herr Lehrer,“ sagte Pete, „ich war noch nie an so 'nem Ort, wo hätte ich das Geld und die Kleider dazu hernehmen sollen? Da sieht man recht, wie solche Geschichten auskommen!“

Die zweite von des Schulmeisters Schwächen war seine Liebe zu seiner Tochter, einem vierjährigen und berkrüppelten Kinde. Sie war noch ganz klein durch seine Schuld lahm geworden, als er sie einmal im Trunk in die Höhe warf und fallen ließ. Nun schwebte er in beständiger Furcht, daß ihr ein neuer Unfall zustößen könnte. Zwischen jeder Klasse pflegte er ans Fenster zu gehen. Wenn er das untere Schieb Fenster, das von den vielen eingekerkelten Namen ganz blind geworden war, hinaussah, konnte er von dort die eine Ecke seiner weißgetünchten Hütte und den kleinen Fußweg übersehen, der zwischen zwei Reihen Goldlack vom Eingang niederlief.

Pete hatte die Kleine manchmal diesen Pfad entlang auf ihrem lahmen Beine daherhumpeln und voller Lust sichern sehen, wenn sie den Augen der Mutter entschlüpft und auf den Fahrweg entkommen war. Eines Tages, da die heftigen Frühlingsregen alle Bäche angeschwollen hatten, kam er gerade noch dazu, wie der kleine Lockenkopf, gleich einer Boje, die vom Wind hin- und hergetrieben wird, in der Strömung des Flusses auftauchte, der bei Port Mooar ins Meer fließt. Pete entriß sie den Wogen und trug sie nach Hause, worauf er, als sei nichts weiter geschehen, zur Schule ging, obgleich ihm das Wasser bei jedem Schritt von den Beinen triefte.

Als John Thomas ihn so barfuß die Flur des Schulhauses herauftrotzte, sah, schwoll seine Entrüstung über den Knaben, der noch später als gewöhnlich und obendrein ganz durchnäßt zur Schule kam, zu jähzorniger Wut an. Ohne eine Erklärung abzuwarten, nahm er an, daß Pete zwischen den Steinen von Port Lavaige nach Krabben gesucht hätte, und überhäufte ihn mit lauten Scheltworten, dabei jedem durch einen Hieb mit dem Rohre Takt und Nachdruck verleihend.

„Där Nichtsmuk?“ (schwipp!) „Där Schmukfinte!“ (schwipp!) „Ich lähr' ihn,“ (schwipp!) „und lähr' ihn,“ (schwipp!) „und er will nicht gelährt werden“ (schwipp, schwapp, schwupp!).

Pete sagte kein Wort. Er rieb sich die schmerzenden Schultern an seiner Jacke, seine brennenden Hände trocken wie nasse Male in die Hosentaschen, und er nahm still seinen Platz ganz hinten in der Klasse ein.

Ein Mädchen jedoch, ein hübsches, brünettes Ding in einem roten Rock, sprang von ihrem Sitz neben dem Knaben auf, schoß wie ein Sonnenstrahl auf den Schulmeister los, als dieser zu seinem Platz unter den Kleiderstoffen und Nadeln zurückkehrte, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und brach dann in heftiges, krampfhaftes Weinen aus. Das Mädchen hieß Katharine Cregeen. Ihr Vater, César, der Müller von Cornaa, war Gründer der Ballajorakapelle, ein gewaltiger Mann unter den Methodisten.

Katharine ging unbestraft aus; Petes Schulbesuch war aber zu Ende. Das, was er gelernt hatte, war für den Kopf eines so großen Jungen nicht schwer zu tragen — etwas

Lesen, wenn es Gedrucktes war, und vom Schreiben nichts als ein halbes Duzend großer Buchstaben. Es war für den Kampf um's Dasein keine so gewaltige Ausrüstung, doch Bridget wollte von nichts weiter wissen.

Sie selbst war inzwischen in den Ruf gekommen, der immer so leicht einer Frau anklebt, die für ihr Kind keinen sichtbaren Vater aufweisen kann — in den Ruf einer Heze. Dieser seiner Mutter beigelegte Name war Petes früheste Straßenerinnerung. Als er sich der Bedeutung dieses Namens bewußt wurde, empörte er sich nicht dagegen, sondern fand sich trotzig damit ab, da er ihn von Geburt an kannte und keinen Einwand vorzubringen wußte. Wenn die Knaben mit ihm beim Spiele zankten, so war das erste Wort: „Deine Mutter ist 'ne Heze.“ Dann weinte er über die Beleidigung oder suchte wohl auch den Schimpf handgreiflich zu rächen, es fiel ihm aber nicht im Traume ein, die Thatsache selbst zu bezweifeln oder seine Mutter darum weniger zu lieben.

Bridget wurde des bösen Blicks beschuldigt. Wenn das Vieh auf dem Felde erkrankte und sich kein Beweis dafür aufbringen ließ, daß sie über das Jaunthor nach ihm hingesehen hatte, so raunte man sich ins Ohr, sie sei als Hase an ihm vorübergelaufen. Eines Tages jagte ein Nachbarhund in einer Wiese, wo Kühe grasen, einen Hasen auf. Dies wurde von einer Schar Knaben bemerkt, die auf der Straße Ball spielten. Sofort gab es ein Geschrei und Hallo! Die Knaben liefen mit ihren Stöcken hinter dem kläffenden Hunde her und schrien: „Die Heze, die Bettel, 's ist Bridget Lom! Corletts Hunde machen auf Bridget Lom Jagd! Reiß sie tot, Laddie, reiß sie tot, Seemann! Paßt sie, huffa!“

Einer der Knaben, die Ball spielten, war Pete. Als seine Kameraden in ihrem fanatischen Eifer hinter den Hund dreinhetzten, lief auch er, doch mit einem Sturm ganz anderer Gefühle im Herzen. Sie alle überholend, den Hund dicht an den Fersen, stieß er den einen mit seinem Hakenstock, versecte den andren Fußtritte, und schrie aus Leibeskräften, während ihm Thränen die Wangen hinunterliefen, dem fliehenden Hasen zu: „Lauf, Mutter, lauf! Quersfeldein, Mutter, rasch! Ach, Mutterchen, Mutterchen, schneller, es gilt ja Dein Leben, so lauf doch!“

Der Hase sprang auf die Seite, schoß in ein Dickicht hinein und entkam seinen Verfolgern, gerade als Corlett, der Pächter, der das Geschrei gehört hatte, mit einer Plinte herbeieilte. Dann wischte sich Pete mit dem Rockärmel über die thränenfunkele Augen und lief nach Hause. Dort fand er die Mutter ruhig stridend auf der Bank vor der Thür sitzen. Er stürzte in ihre Arme und streichelte ihr die Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

k. Sensationelle Enthüllungen über die Behandlung französischer Sträflinge macht ein Augenzeuge, John R. Napfael, in der Londoner „Daily Mail“. Es handelt sich um die Sträflinge, die nach St. Martin de Ré und weiter nach französisch Guyana transportiert werden. Mit einer Flut von Schimpfwörtern, so erzählt der englische Korrespondent, drängen die Gendarmen die Sträflinge in den in Fresnes wartenden Zug. Jeder Mann kommt in eine schmale hölzerne Zelle im Zug und wird mit den Füßen an den Boden des Wagens gefesselt. Wenn die Sträflinge nach 24 stündiger Fahrt in den eisigkalten Zellen in La Rochelle ankommen, sind sie steif und müssen zu dem ihrer harrenden Wagen getragen werden. Zwei Stunden später, nach einer kurzen Fahrt zur Landungsstelle und einer kurzen Seefahrt nach St. Martin de Ré, fristen sie ein kaum noch menschenwürdiges Dasein. Hier müssen sie auf das Transportschiff St. Nazaire warten, das sie in die Strafkolonie bringt. Die Thore schließen sich hinter den Sträflingen, die Gendarmen verlassen sie, und einer der vier Gefängniswärter in Uniform ruft „Ausziehen“. Dann müssen sie sich, so gut es geht, die Kleider herunterreißen und stehen nackt und frierend im Gefängnis Hof. „Den Mund öffnen“, heißt es weiter, und nun beginnt eine genaue Untersuchung, damit niemand Geld oder Tabak ins Gefängnis bringt. „Zum Bade“, ruft der Inspektor. Das Bassin enthält etwa sechs Fuß tiefes, sämukiges Wasser. Die Sträflinge gießen es sich mit der hohlen Hand über den Körper, Handtücher und Seife sind nicht gestattet, und nach diesem „Bade“, das das einzige in St. Martin de Ré ist, wo manche Sträflinge über ein Jahr bleiben, erhält jeder die notwendigsten Kleidungsstücke. Diese werden nicht gewaschen, bis sie nach französisch-Guyana weiter transportiert werden. Inzwischen werden sie mit Bergzupfen und Kleben von Papiertüten beschäftigt. Die Nächte auf St. Martin de Ré sind furchtbar. Jeder Sträfling

wird auf ein Feldbett gekettet, ein Brett, das sich fünf Zoll über dem Steinboden der Zelle befindet und mit einer vom Ungeziefer zerfressenen Decke bedeckt ist, die keinen Schutz gegen die Kälte gewährt. Wenn sie sich beklagen, wird auch die Decke fortgenommen. Das Transportschiff liegt bereit. Zwischen einer doppelten Reihe von Soldaten wird der Trupp der Sträflinge an Bord und in den Schiffsraum geführt. Jeder Sträfling wird wieder gefesselt, und eine Schildwache mit aufgezogenem Bajonett bewacht zwei oder drei. Am Fuße der Kajitsklappe zum Eingang in den Schiffsraum ist Tag und Nacht eine Schildwache mit Revolver — Garde-chiourme genannt — stationiert. Der Verlauf der Reise hängt ganz von den Wächtern ab. Diese sind gewöhnlich Korssen und äußerst brutal. Sie erlauben ihren Gefangenen nicht, zu sprechen oder sich zu bewegen. Trotz der erstickenden Hitze erhalten die Sträflinge nicht genügend Wasser, ungenügende Nahrung und werden noch von ihren Fesseln, die Tag und Nacht nicht gelockert werden, wund gerieben und dem Wahnsinn nahe gebracht. Die Behandlung ist in den Strafkolonien Cayenne, Teufelsinsel, St. Josephsinsel und Königsinsel überall gleich, und die „Garde-chiourmes“ herrschen allmächtig. In der Kolonie sind die Sträflinge am Tage ungefesselt. Ihre Zellen sind klein, sehr schwül und unbeschreiblich schmutzig. Spinnen, Skorpionen, Ameisen und andres Ungeziefer treibt darin sein Wesen. Eine Bank, die sich um alle vier Wände zieht, und zwei Zimmgefäße für alle Bedürfnisse bilden die Möbel. Die Sträflinge, die sich außergewöhnlich gut betragen haben, dürfen manchmal zu zehn in einem besonderen Arresttotal schlafen. Hier werden sie wie gewöhnlich an Planken gekettet, aber der Raum ist luftig, und dies ist bei dem furchtbaren Klima der französischen Strafkolonie eine wahre Wohlthat für sie. Die gefährlichen Sträflinge werden in eine Art halb unterirdischen Kerkers ohne Ventilation gesperrt, dessen Fenster auf einen dunklen Korridor ohne Licht münden. Nach fünf-jährigem Aufenthalt in diesen besonderen Kerkern werden die Sträflinge gewöhnlich irrsinnig. Die Arbeit ist schwer, aber nicht übertrieben. Die Tortur besteht in dem schrecklichen Klima und in der Thatsache, daß die Sträflinge den unglaublich brutalen Garde-chiourmes“ unterstehen, die sie niederschlagen können, fast ohne die Vorgezogenen zu fragen. Vor einigen Jahren wurde ein Mann, der zwei Jahre in diesem entsetzlichen Kerker war und kaum gehen konnte, mit einem Trupp ausgesandt, Blöcke ans Ufer zu tragen. Der Anführer, ein Korse, war wütend über den Mangel an Willen“ und band den Sträfling an einen Baum, mit den Füßen in einem Nest weißer Ameisen. Diese giftigen Tiere stöberte er noch mit seiner Muskete auf und ließ den Sträfling mehrere Stunden in der Sonne braten. Abends lachte der Unglückliche, als er in seine Zelle gebracht wurde, und seit jener Zeit ist er ein harmloser Irzer. Der Korse aber wurde befördert. Von Zeit zu Zeit erheben sich Proteste in Frankreich, aber man sagt dann, daß die Leute, die Anklagen erheben, zurückgelehrte Sträflinge sind, auf deren Wort kein Verlaß ist. Dann erfolgt vielleicht in der Kammer eine Anfrage, und ein wenig geleseener offizieller Bericht des Justizministers erscheint. Bald darauf gerät dies furchtbare Bild menschlichen Elends wieder in Vergessenheit. —

Theater.

Lessing-Theater. „Die Hohe Schule.“ Fünf Akte aus dem Leben eines Mädchens von Talent. Von F. v. Wolzogen. — Das „Mädchen von Talent“ ist eine Halbschwester von Wolzogens, in der Ueberbrettzeit so hoch berühmten „Madame Adele“. Hier wie dort, zuerst der kurze Sonnenblick ungestüm sich hingebenden Liebesempfindens, dann die Enttäuschung und der Umschlag. „Ein kluges Kind wird früh solid!“ Besser Hammer, als Amboss sein, besser düpiieren, als düpiert werden! Die Schönheit braucht keine Liebe, wohl aber prächtige Kleider und Brillanten, um zu glänzen, um in immer neuen Siegen das pridelnde Bewußtsein ihrer bezwingenden Macht voll auszukosten. „Was glauben Sie, wie das glücklich macht!“ Die Kosi Huber zeigt dabei die talentvollere „Solidität“. Madame Adele brachte es nur zur großen Klotte, die Kosi aber avanciert zur veritablen Gräfin und Gutsbesitzerin.

Das Thema ist interessant genug. Und eine Fülle lebendiger Beobachtung steckt in der Figur des Münchener Mädels. Wie das herzige, naiv auffachene Kanizistentöchterlein mit ihren Stubsherren und Verehrern umspringt, wie sie, in ein hochherrschäftliches Haus verpflanzt, ihre Schmeichellüste spielen läßt, wie sie den Liebsten zur Heirat drängt, und, empört über seine Abweisung, in toller Ausgelassenheit den Schmerz zu überbäuben sucht, wie sie dann, rasch getrübet, einen großen Strich macht, ihre Wohlthäter mit merdörter Frechheit preßt und, als Gräfin, glückstrahlend, mit edstem Parvenüstolz sich an dem einst Geliebten revanchiert, das alles paßt im Grunde gut zusammen. Es sind Züge, die, einander hebend und ergänzend, sich zu einem anschaulich individualisierten Bilde runden! Aber welche Wassermengen wurden in diesen Wein gegossen! Alle andren Personen, mit Ausnahme der Kosi, sind plumpe Karikaturen, oder nichtsagende triwiale Schablonen, und, um Kosis ehrgeizige Pläne zur Erfüllung zu verhelfen, schreckt Wolzogen selbst vor den aller schlimmsten Pojemitteln nicht zurück. Das erste, beste, wenn es nur augenblickliche Wirkung verspricht, wird in Eile zusammengekratzt. Der Wirrwarr ist so groß, daß er einem die Freude an dem Echten wohl völlig verdorben hätte, wäre nicht die Kosi selbst so wundervoll gespielt worden. Fräulein Meta Jäger, die, was sie in solchen Rollen vermag, neuerdings

wieder bei der Aufführung des Capusischen „Ollid“ gezeigt hatte, übertraf sich diesmal selbst. Von Anfang bis zu Ende war da alles aus einem Gusse. Die reizvoll burleske Frische wie die intrigante Berechnung, das Gutmütige und das Kanakienhafte, Schmeichelei und Frechheit, Liebe und Kofetterie, die ursprüngliche Ammut und die Geziertheit der gnädigen Gräfin — jeder Zug der Gestalt, jede Nuance des Charakters und der Stimmungen kam mit der gleichen, sprudelnden Natürlichkeit heraus. Man begriff es, wie dieses Münchener Mädel aller Welt den Kopf verdrehen konnte. Ihr in erster Reihe war der Erfolg des Abends zu danken. —

—dt.

n. Freie Volkshöhne. „Gläubiger“, Tragikomödie von August Strindberg. „Volksaufklärung“, Komödie in einem Akt von Max Dreher. „Fuß“, eine Kindergeschichte in einem Akt von Max Dreher. — Am Sonntag amüsierten sich die Mitglieder der Freien Volkshöhne im Berliner Theater vorzüglich. Man lachte sehr viel während der Aufführung und machte während der Pausen seine Bemerkungen über Sinn und Rebusinn der drei kleinen Stücke. Es war auch für jeden und jede etwas da. Strindbergs „Gläubiger“ mühten den hartgesottensten Junggesellen zufriedenzustellen. Das Katz- und Mausspiel der „blonden Bestie“ mit ihrem ersten und ihrem zweiten Mann, die raffinierte Grausamkeit, mit der sie den zweiten genau so wie den ersten zu Grunde richtet, können allerdings in jedem Mann etwas von Weibersehen ankommen lassen und — die weiblichen Zuschauer versichern denn auch sofort in der Pause nach dem Stücke, daß es „so schlechte“ Frauen in Wirklichkeit gar nicht gäbe. Auguste Prast-Grevenberg spielte die Frau mit dem weiten Herzen, Arthur Wehrlin den ersten Gatten, Harry Walden den zweiten. Es waren drei gleichwertige, schauspielerische Prachtleistungen.

Auch die beiden kleinen Dreierlichen Gesellschaftsatiren gefielen. Die Anekdote des Herrn Wirklichen Portiers, in „Volksaufklärung“, daß er seinen kinderreichen Portier entlassen müsse, weil sein Haus keine „Wohnstätte für das Proletariat“ werden solle, wird wohl kaum von einem andren Publikum mit mehr Verständnis aufgenommen worden sein, als von dem der Freien Volkshöhne. „Fuß“, die Satire auf die Storchfabel als Erziehungsmittel, wurde viel belacht. Während im „Fuß“ die Darstellung — bis auf Maria Meyer (Brigitte Ahlers) und Franziska Dajow (Wetty Thießen) — ziemlich versagte, kam in „Volksaufklärung“ die Satire durch gute Darstellung sehr scharf zum Ausdruck. So besonders durch das Spiel Leo Connards, der den abgelebten, in sozialer Ethik machenden Scheinrat gab, und Hugo Haffler, der den kinderreichen Portier darstellte. Auch Marie Frauenborfer bot als Frau Franziska eine prächtige Leistung. —

Musik.

So lange es auch nur immer eine kunstgeschichtliche Erinnerung geben wird, so lange wird man das Schaffen des Opernkomponisten Meyerbeer und seiner Textautoren, namentlich Scribes, als ein Unikum im Gedächtnis behalten. Der reine Schein, das Bühnenblendwerk, der feierliche Riesennymph mit einer Virtuosität namentlich des musikalischen Könnens durchgeführt, wie es vielleicht niemals sonst einem für das Theater arbeitenden Künstler zu eigen war! Am höchsten getrieben ist wohl all das in der „romantischen Oper“ „Robert der Teufel“ (vulgo „Robert psiu Teufel“), die 1831 zu Paris und 1832 zu Berlin zum erstenmal herausgekommen ist. Enthaltend die „Hugenotten“ im ganzen noch Spuren eines echten Fühlens; steckt im „Propheten“ noch ein Restchen einer solchen Spur: so hat man beim „Robert“ das Gute, daß man weder danach, noch nach einer leidenden Vernunft des Inhalts suchen braucht; offensichtlich muß man nicht auch ein Examen aus der Interpretation dieses raffiniertesten aller Situations-, Spektakel- und Spannungszüge bestehen. Man läßt einfach diesen ungläublichen Zusammenbau von Festesfreude und Dämonenfang, von Mutterliebe und Fürstenpracht, von finsterster Bosheit und rührendster Unschuld so lange über sich ergehen, wie man eben kann. Man braucht sich auch gar nicht plagen, um einzusehen, welche Fähigkeit Meyerbeer besitzt, um die den Eindruck des Höchsten erweckenden Effektheizungen noch einmal zu steigern. Und wenn das Allerbeste an Aufgebot von Mitteln erreicht ist — mein Meyerbeer versteht es, durch einige ganz elementar schlichte Töne, durch ein inniges Duett und dergleichen die Aufmerksamkeit noch stärker zu packen. Am wunderlichsten ist aber wohl dies, daß Meyerbeer in seinen Effekten musikalisch niemals roh wird; und hier ist wohl der Punkt, an dem man von ihm am allermeisten lernen kann. Was wird nicht in modernsten Musiken zusammengeläutert und auseinanderharmonisiert! Meyerbeer hütet sich bei den grimmigsten Teufeleien, bei den schauerlichsten Erweckungen gestorbener Kommen und dergleichen durchaus vor allem Krassen; eine — wie soll ich sagen? — eine Metaphysik der Töne, die sich keineswegs auf ihn berufen können. Je toller auf der Bühne herumgeschrieben wird, desto weislicher wirkt in Orchester und Gesang das wirkliche musikalische Können. Diese Höllenmusik, diese Totentänze, diese Gesangswendungen der erregten Aussprache und vor allem diese volle und milde Instrumentation. —

Richard Strauß verstand es denn auch, gerade diese rationelle Milde in der Meyerbeerschen Orchesterbehandlung zu wahren, als er Sonnabend bei der neuinszenierten 227. Wieder-

holung des „Robert“ im hiesigen Opernhaus dirigierte. Ebenso war Herr Dröschers Regie im ganzen mehrbeerbewürdig. Es ist fast, als finge jene Museherberge an, sich umzukrempeln: früher vorzügliche Solistenleistungen und ungenügender Gesamtgeist, jetzt von letzterem wenigstens die Regie gut und dagegen die Einzelkräfte gar sehr ungleich. Mühe gaben sich diesmal wohl alle, wenigstens in dem Maße, als es der Umfang der Einstudierungsarbeiten erlaubt haben mag, und als das vorhandene Können an die Meyerbergschen Aufgaben überhaupt heranreicht. Herr Grüning braucht nicht gerade als eine Gesangspezialität verehrt werden; doch er gab die Tenor-Titelrolle wirklich gut, er täuschte beinahe eine Echtheit hinein. Daß Frau Herzog vielleicht die größte deutsche Sangeskünstlerin ist, konnte man aus ihrem Vortrag der vielberufenen „Gnaden-Arie“ erkennen, wenn man es nicht ohnehin schon wußte. Die Herren Philipp, Krassa und andre mit noch kleineren Rollen, dann unsre Ballettwelt mit der großen Mitwirklerin dell' Era an der Spitze leisteten Sorgfältiges und Erfolgreiches. Weiben die, welche ein anspruchsvolles Ohr nicht gerne singen hört. Herr Witzelkopf glaubte, eine dämonische Figur wie die des Vertram am besten durch starre Ruhe darzustellen — anscheinend eine Lieblingsidee der weniger temperamentvollen Künstler. Jener Franzose, der neulich in dem verunglückten Gastspiel bei Kroll den Mephisto machte, würde wahrscheinlich gezeigt haben, was sich da noch hineinlegen läßt. Fräulein Siedler gab sich Mühe, mit ihrem geringen Vorrat von Gesen und von etlichen hübschen Tönen die Figur der Alice recht sympathisch zu gestalten.

Die Aufführung dauerte von 7 Uhr bis weit der Stunde wann. Daß eine längere Pause für die Zwischenzeit vom 2. zum 3. Akt angekündigt war, geht wohl nicht anders. Daß jedoch auch nach dem 3. Akt eine — mangemeldete — Pause von so und so lang gehalten wurde, war doch kaum verzeihlich. Oder glaubt die Leitung, daß in ihr Haus lediglich solche Leute kommen, die ihre Toiletten und Kunstsympathien zeigen und plaudern und opernquaden wollen? Es finden sich doch noch ein paar andre hinein; und denen bedeutet derartige eine „tote Zeit“ — in Berlin besonders schwer zu ertragen.

Um versöhnend zu schließen: Ausstattung großartig. Und zwar aus den Ateliers so und so. Thalia-Theater kann's nicht besser. —

sz.

Humoristisches.

— Herrn Malik's Nebeklöten. Im österreichischen Abgeordnetenhaus wurde unlängst während zweier Sitzungen über Steuerbeschwerden verhandelt. Als eifrigster Redner zeigte sich der Alldeutsche Vincenz Malik, ein früherer Offizier. Dieser Herr Malik ist der drohligste „Betprecher“ des ganzen Abgeordnetenhauses. Während einer Sitzung leistete er sich folgende Nebeklöten:

„Die Herren Steuerinspektoren haben gar keine Ahnung, daß die Landwirte alle Tage von einer andren Laus gebissen werden.“

„Es ist eine Zufälligkeit, wenn der Sohn denselben Namen trägt, wie der Vater.“

„Unglücklich ist, wer Grundsteuer zahlen muß, unglücklich, wer ein Haus besitzt!“

„Wenn man die Geistlichen beimbeutel nimmt, werden sie immer aufgeregt.“

„Ich muß mich ja aufregen, ich hab's meinen Wählern versprochen.“

„Wenn solche Bureaunkraten am Sonntag hinauskommen und die blühenden Felder und Wälder sehen, so haben sie keine Ahnung, was für Viecher die Landwirtschaft beeinträchtigen!“

„Schürt einem so etwas nicht das Herz vom Leibe ab . . . ? Pardon, ich habe mich versprochen, ich wollte Körper sagen.“

„Es macht mir eine tiefenfreund, wenn ich den Namen eines Menschen nennen kann, der Ungerechtigkeiten begangen hat.“

„Sie sehen, meine Herren, daß die Lumpereien und Ungerechtigkeiten bis in den Wagen hineinreichen.“ —

Notizen.

— Emile Zola sammelt in Jerusalem Eindrücke zu einem neuen Roman, in dem auch der Zionismus eine Rolle spielen wird. —

— Diane Leischner ist vom 1. Mai ab für das Apollo-Theater engagiert worden. —

— Massenets neue Oper „Maon“ soll in der ersten Hälfte der nächsten Spielzeit im Opernhaus aufgeführt werden. —

— Die Operettensaison bei Kroll wird mit der Erstaufführung der Operette „Der silberne Pantoffel“ eröffnet werden. —

t. Bei der Versteigerung einer Sammlung britischer Schmetterlinge in London erzielten Exemplare des jetzt in Großbritannien ausgestorbenen großen Kupferfalters 100 M.; für ein Weibchen dieses Schmetterlings wurden sogar 140 M. geboten. —